

des Domlettners in die Bildhauerkunst der münsterschen Werkstätten im 16. Jahrhundert. Der Stil der Lettnerwerkstatt lässt sich nach Heise im Vergleich so charakterisieren (s. S. 99): 1. Die zeitgenössischen Renaissanceformen bleiben auf Architektur und Ornamentik beschränkt. 2. Die Figuren selbst werden eher spätgotisch aufgefasst. 3. Es scheint sich in Hildesheim um die „Durchschnittsproduktion“ einer größeren Werkstatt zu handeln.

Heise zieht nun verschiedenste Quellen heran, um eine bestimmte Werkstatt namentlich für Hildesheim dingfest zu machen. Leider erlaubt die kritische Durchsicht der heute bekannten Quellen zu den münsterschen Bildhauern der fraglichen Zeit (s. auch Anhang II und III) keine gesicherte namentliche Zuordnung in Bezug auf den Hildesheimer Domlettner.

Die Kapitel zum Bildprogramm und den theologischen Gehalt und zu Funktionen des Lettners innerhalb der Liturgie versuchen den Sinngehalt des Kunstwerkes über den kunsthistorischen Bereich hinaus zu ergründen. Einen interessanten historischen Ausblick gibt das letzte Kapitel Auswirkungen liturgischer Reformen und denkmalpflegerischer Prinzipien. Es handelt von Umgestaltungsplänen seit der Barockzeit, die schließlich nach dem Abbau im Zweiten Weltkrieg und der vorerst endgültigen Aufstellung in der Antonius-Kirche 1960/61 ihren Abschluss fanden.

Als Anhang I firmiert unter der Überschrift „Einzelbefunde des Denkmals“ eigentlich ein Katalog der fünf Hauptbestandteile des Lettners: Lettnerwand, Kanzel, Lesepultsäule, Pfeilerreliefs, Kreuzigungsgruppe und außerdem das Epitaph Arnold Freitags. Es folgen als Anhang II und III die oben erwähnten Quellen zu den münsterschen Bildhauern. Den Schluss des Textbandes bilden die fortlaufenden Anmerkungen, das Literatur- und Abkürzungsverzeichnis sowie Bildnachweise.

Das hier besprochene Buch widmet sich ausgesprochen detailliert allen denkbaren Aspekten des Hildesheimer Domlettners. Es stößt da an Grenzen, wo eindeutige Quellen anscheinend fehlen (z.B. zur ausführenden Werkstatt).

Bei einer überwiegend positiven Beurteilung möchte ich doch einige Kritikpunkte nennen. Durch zahlreiche Verweise im Text auf Abbildungen im Tafelband an unterschiedlichen Stellen wird der Lesefluß und das unmittelbare Verstehen oftmals erschwert. Die Gliederung scheint nicht immer ganz glücklich, da Einzelanalysen den Gesamtzusammenhang z.B. des Bildprogramms verunklären und außerdem manches wiederholt werden muss. Schließlich ist an einigen Stellen (z.B. im Zusammenhang mit den münsterschen Werkstätten) die Relevanz für den Hildesheimer Domlettner m.E. nicht nachvollziehbar.

Monika Tontsch

Der Hildesheimer Dom. Zerstörung und Wiederaufbau, hrsg. von Ulrich Knapp, Petersberg: Imhof 1999, 287 S., 344 Abb., davon 94 farbig (Kataloge des Dom-Museums Hildesheim; 2)

Zum Ende des Jahrhunderts, fast 50 Jahre nach dem Wiederaufbau des 1945 zerstörten Hildesheimer Domes, widmete sich eine Ausstellung diesem Thema. Mit ihr erschien der gleichnamige Dokumentationsband.

Nun sind Wiederaufbau-Themen einerseits nach wie vor aktuell. Nicht nur in den neuen Bundesländern – z. Zt. allen voran vielleicht in Dresden –, sondern auch nach wie vor in den meisten von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs geprägten Städten Deutschlands; so auch in Hildesheim. Sie betreffen immer wieder die Bemühungen, die verloren gegangene Identität durch eine wie auch immer geartete Wiederherstellung des Zerstörten zurückzugewinnen. Die Diskussionen sind politisch geprägt, die Durchsetzbarkeit vom Machbaren abhängig.

Andererseits finden sich unter ihnen nur selten Versuche, Anstrengungen der unmittelbaren Nachkriegszeit aus der Rückschau zu würdigen und einen selbst schon zur Geschichte gewordenen Wiederaufbau zum Thema zu erheben. Dabei liegt es nahe, denn erst mit einer ge-

wissen Distanz werden Positionen möglich, die eine neue Übersicht und eine neue Bewertung, auch kritische Aspekte erlauben. Unabdingbare Voraussetzung dafür sind exakte Recherchen, das Einsammeln der verstreuten Dokumente und der dafür notwendige wissenschaftliche Fleiß der Beteiligten. Der vorliegende Band ist ein beredtes Dokument dafür.

Schon beim ersten Blick fallen die vielen bisher unbekannten und unveröffentlichten Fotos, Pläne und Abbildungen auf, die zu unerschöpflichen Dokumenten werden, wenn man tiefer in sie eindringt; die Auslagerung der Bernwardstüren und der anderen Kunstschätze, die Demontage der Glocken und ihren Abtransport in die Lager der Rüstungswerke, der Tag der Zerstörung, die ersten Notsicherungen der noch stehenden Ruinenteile und ersten Bemühungen des Neubeginns bis hin zum schließlichen Wiederaufbau.

Deutlich wird auch zugleich, daß die architektonisch baulichen Vorgänge – wenn ihnen auch naturgemäß der zentrale Platz zugewiesen ist – nur das eine sind, den anderen wichtigen Teil aber die grundsätzlichen Fragen der Raumdisposition und Gestaltung der Ausstattung bis hin zu den Schilderungen durch die damals Betroffenen und Beteiligten ausmachen, ohne den ein ganzheitliches Bild des Geschehenen nicht entstehen kann. In sachlich, unpräntiöser Art fügen sich die Mosaiksteine der Themen zu einem Hintergrund, vor dem die ausgewählten Quellen zum Wiederaufbau um so eindringlicher ihre Geschichte erzählen.

Eingangs stellt Thomas Scharf-Wrede die Ziele und Aufgaben pastoraler Arbeit anhand der Diskussionen und Beschlüsse der Diözesansynode im Dezember 1948 dar, auf der eine 'umfassende und tiefgreifende Neuorientierung' als tragfähige Basis für die Entwicklung eines 'Neuen Bistums' formuliert werden konnte.

Im Folgenden äußert sich Christoph Gerlach mit subtilen Beobachtungen zum wiederaufgebauten Hildesheim und hinterfragt die Macht und den Wert der Bilder, die die alte Stadt und ihr neues Gesicht in uns geprägt haben. Zugleich wird deutlich, wieviel Altes und Neues es wieder und noch zu entdecken gilt.

Im zentralen Kapitel führt Ulrich Knapp anhand der minutiös aufgearbeiteten Geschichte und der authentischen Sprache der Fotografien und Dokumente durch die Zeit der Zerstörung und des Wiederaufbaus des Hildesheimer Domes. Dabei sind die detektivisch zusammengetragenen Dokumente seit der Stunde Null und die in vielen Teilen neuen Daten und Fakten das eine. Insbesondere aber schärft dieses Kapitel den Blick für die zeitgeschichtliche Einbindung über das Warum und Wie des zehn Jahre dauernden Wiederaufbaus. Kein stehengebliebenes, kein wiederverwandtes, kein neues Teil wurde ausgelassen. Wer kann schon die neuen Betonsäulen mit ihren steinmetzmäßig überarbeiteten Kapitellen von denen aus Natursandstein unterscheiden? Wem fällt auf, daß die Obergadenwände aus Ziegelmauerwerk mit vorgesetztem Naturstein bestehen? Großmaßstäbliche Modelle wurden in Auftrag gegeben, um sich von allen räumlichen und gestalterischen Problemen eine rechte Vorstellung machen zu können. Gerade mit diesem Kapitel ist ein Fundament gelegt für die weitere Forschung zur Bau- und Wirkungsgeschichte des Domes. Die tiefgreifende Recherche zwingt den Leser auch zu neuen Fragen. Warum wurde die barockisierte Fassung und Ausstattung des Domes nie ernsthaft in die Betrachtung des Wiederaufbaus miteinbezogen? Warum und auf welchem Wege kamen eigentlich die Entscheidungen zum Abbau der alten Westtürme – den immerhin am besten erhaltenen Bauteilen der Ruine – und dem Neubau eines neuen Westwerkes zustande? Insgesamt ein äußerst spannendes Kapitel, da hier erstmals die Phasen des Wiederaufbaus im einzelnen beleuchtet werden und ein neues Verständnis des Ganzen möglich wird.

Elisabeth Scholz berichtet wiederum anhand von Plänen, Fotos und Protokollen über die Planung und Ausgestaltung verschiedener Raumbereiche und ihrer Ausstattung, insbesondere von der Krypta, die ab Juni 1957 wieder dem sonntäglichen Konventualamt des Domkapitels diene. Weitere Absätze gelten den Außentüren, Windfängen, Fenstern, Fußböden, Gestühl und anderen Details, die vom hohen Stand der handwerklichen und bildnerischen Kunst der 50er Jahre zeugen. Ein Exkurs zu den neuen Glocken schließt das Kapitel.

Ende 1958 erhielt der Kirchenbaukünstler Ludwig Baur von der Dombaukommission den Auftrag zur Ausgestaltung der Chores. Die Farbigkeit der Ziegel und ihres Mosaiks sowie die Lichtflut der Betonglasfenster bestimmen die Leuchtkraft der Apsis. Schritt für Schritt führt Petra Meschede dort durch Bedeutung und Symbolik der Zeichen und Bilder und schließt Altar und Kanzel mit ihrem ikonographischen Programm mit ein. Gerade dieses Kapitel macht deutlich, wie wichtig und tragfähig von christlicher Ethik geprägte Wertegefüge sind als Bindekraft zwischen Altem und Neuem, auch dem alten und neuen Dom.

'Der Renaissancelettner des Hildesheimer Domes, sein Wiederauf- und Abbau' ist Thema für Karin Heise. Jüngst aufgetauchte Dokumente erhellen die Geschichte und Umstände, unter denen der von Oktober bis Februar 1942/43 abgebaute und dadurch gerettete Lettner zunächst in neuer Position auf dem Hohen Chor wiederaufgebaut wurde, doch bald wieder infrage gestellt, schließlich erneut demontiert und in der benachbarten Antoniuskirche, seinem heutigen Standort, untergebracht wurde.

Domorganist Thomas Viezens berichtet nach einer Rückschau auf die Geschichte der Hildesheimer Domorgeln vor dem Hintergrund der raumakustischen, liturgischen und kirchenmusikalischen Bedingungen über die Entwürfe, den Bau und die Erweiterung der Disposition der heutigen Orgel.

Das Schicksal des mittelalterlichen Heziloleuchters als Versinnbildlichung des Himmlischen Jerusalem, der Restaurierungsgeschichte, der Auslagerung, der Rückkehr in den Dom und den jüngsten Bemühungen um die Restaurierung dieses Teils des UNESCO-Weltkulturerbes stellt Sabine Wolfsbauer dar.

Wie er die dramatischen Stunden des Untergangs des Mariendomes am 22. März 1945 im Kampf gegen die Flammen in höchstem persönlichen Einsatz erlebte, zeigen die Erinnerungen von Domkapitular Prälat Adalbert Sendker. Die Interviews mit Weihbischof Heinrich Pachowiak und Domkapitular Professor Dr. Joop Bergsma – ebenfalls Zeitzeugen –, die noch einmal die Vergangenheit bis in die Gegenwart widerspiegeln, ergänzen mit den sehr offenen Fragen und Antworten das Bild, das sich am Ende all dieser Kapitel einstellt.

Schließlich erinnert sich Domglöckner Johannes Gassmann an die Zeit zwischen Zerstörung und dem Tag der Neuweihe. Kurz vor diesem Tag des 27. März 1960 konnten endlich und buchstäblich die wiedereingehängten Flügel der Bernwardstür zum alten und neuen Mariendom geschlossen werden.

Der Anhang 1 führt weitere Dokumente zu speziellen baulichen Aspekten auf. Im Anhang 2 berichten Jens Klocke und Markus Schuhmacher vom Studiengang Restaurierung der Fachhochschule in Hildesheim über die Probleme und Maßnahmen der Restaurierung der drei Dommodelle der Nachkriegszeit.

Der abschließende Katalogteil zeigt und beschreibt nicht nur die Zeichnungen und Plandokumente des Wiederaufbaus, sondern auch vieles der nun auch für den neuen Dom und all seine Funktionen notwendigen Ausstattung und Gegenstände. Dazu gehören die Maßgarnituren, die bischöflichen Insignien für die sakramentalen Handlungen und auch der Bischofsring aus dem Nachlaß von Bischof Heinrich Maria Janssen, mit dem die anrührend ernste Geschichte eines persönlichen Kriegschicksals verbunden ist. Gerade in diesem Kapitel spiegelt sich etwas von der schöpferischen Kunst der 50er Jahre wider, die ihre Kraft aus der Ernsthaftigkeit und Unbefangenheit des Neubeginns zugleich schöpfte. Es mag nachdenklich stimmen, daß schon vieles wieder unbekannter Herkunft ist.

Dem Dom-Museum, dem Herausgeber, den Autoren und allen, die zu diesem Katalogband beigetragen haben, ist insbesondere zu verdanken, daß aus dem auf die Ausstellung ausgerichteten Katalog ein Buch wurde, das neben der umfassenden Recherche des wissenschaftlichen Beitrages zu den konkreten Vorgängen des Wiederaufbaus und dem damit verbundenen Beitrag zur Stadtgeschichte auch den übergreifenden Einblick bietet in die komplexen Zusammenhänge gemeinschaftlich kirchenbaulicher Aufgaben, die Bildung geschichtlich und christ-

lich geprägter Identität und deren Aneignung. Damit ist ein Werk entstanden, das nicht nur gründlich Auskunft gibt über die Geschichte des Hildesheimer Domes oder zu allgemeinen Fragen des Wiederaufbaus in der ersten Nachkriegszeit, sondern das auch zu jenem inneren Gleichgewicht beitragen kann, auf das wir Menschen nun einmal gerade in der Rückschau über ein halbes Jahrhundert nach dem Erlebten, Erwirkten, Verhinderten, Durchgesetzten, in jedem Falle aber Erreichten angewiesen sind.

Martin Thumm

Heinz Hürten: Spiegel der Kirche – Spiegel der Gesellschaft? Katholikentage im Wandel der Welt. Paderborn: Schöningh 1998, 148 S.

Aus Anlaß des 150. Jahrestages der „Ersten Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands“ vom 3.–6. Oktober 1848 zu Mainz legt Heinz Hürten, langjähriger Professor für Neue und Neueste Geschichte an der Universität Eichstätt, einen kleinen Band mit vier Essays vor, die nicht nur an die große Vergangenheit der Katholikentage erinnern wollen. Der Verfasser will damit ein Doppelpes. Er möchte dem Leser vermitteln, „was damals gewollt und angestrebt wurde und in welchem Verhältnis es zu den Aufgaben und Möglichkeiten dieser Zeit stand“; er möchte ihm aber auch helfen, „Nähe und Distanz zu dieser Vergangenheit abzuschätzen, welche die heutige Position der deutschen Katholiken kennzeichnet“. Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist die „Zeit der Wende“, mit der er im ersten Essay die gesellschaftliche und kirchliche Situation vor und um 1848 beschreibt, den geistigen Hintergrund, vor dem die „Erste Versammlung“ zustande kam. Sie war ja, wie Hürten zeigt, ein „ziemlich improvisiertes, auf den ersten Blick fast zufälliges Gebilde“: „Niemand nannte dies einen Katholikentag, und von den Massen, die seit Jahrzehnten unseren Katholikentagen das Gepräge geben, war nichts zu sehen. Niemand rechnete mit ihnen, und niemand hatte sie eingeladen.“ Wie diese Versammlung der Katholiken, die in der Gesellschaft ihrer Zeit aus verschiedenen Gründen einsam geworden waren, sich dann organisierte und die Tagung erfolgreich gestaltete, wird im zweiten Aufsatz „Das erste Treffen“ eindrucksvoll beschrieben.

Hürten zeigt im dritten Abschnitt seines Buches „Wandel und Wachstum“, wie der Spielraum für politische Aktivitäten der Katholiken in den nach 1848 folgenden Jahrzehnten enger wurde. Den Pius-Vereinen und dem Katholischen Verein Deutschlands, zunächst die Träger der großen Treffen, war „das Politische immanent“; deshalb wurden sie in manchen Ländern des Deutschen Bundes verboten. Sie stellten aber zunächst ihre politischen Ziele im „Programm der katholischen Vereine Deutschlands“ 1849 in Regensburg noch klar heraus. Daneben traten als Hauptanliegen und vordringlichste Aufgaben Bildung und Erziehung sowie caritative Fragen. Es ist schon erstaunlich, wie Hürten es gelingt, in diesem Kapitel den Bogen von diesen Ansätzen her über die Kulturkampfzeit bis zu Weimar und zur Nazidiktatur zu schlagen. Mit Hilfe eines 1868 eingesetzten Zentralkomitees wurde dieses „christ-katholische Laienkoncil“, so der Erzbischof von Prag, eine „selbstbewußte Repräsentation“ der deutschen Katholiken, politisch wie kirchlich. Bis in die Weimarer Zeit waren die Katholikentage „Massenveranstaltungen von öffentlichem Rang“, es sei nur an die Auftritte Windthorst oder die Kontroverse Kardinal Faulhaber – Dr. Adenauer 1922 in München erinnert.

Im vierten Essay, dem wohl interessantesten des Buches, geht es zunächst um das Selbstverständnis der Träger der Katholikentage von den Anfängen an: Wie sahen sie sich in der Kirche und gegenüber den Amtsträgern? Die führenden Vertreter der Laien bekannten sich zu den Gesetzen der Kirche und der Autorität ihrer Amtsträger in Glaubensfragen, nahmen für sich aber in Anspruch, in politischen und sozialen Fragen gegenüber Staat und Gesellschaft ohne Genehmigung oder Weisung als Katholiken sprechen zu können. „Diese strukturell angelegte Spannung“ sei „nie zur Ursache von ernsten Konflikten“ geworden, meint Hürten. Parallel zur kirchlichen